

HEYNE <

MARK WATSON

Rückwärtsleben

Roman

Aus dem Englischen von Friedrich Mader

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
BULLET POINTS
erschien bei Chatto & Windus, Random House, London



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967.
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier Holmen Book Cream
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

Vollständige deutsche Erstausgabe 08/2013
Copyright © 2004 by Mark Watson
Copyright © 2013 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2013
Redaktion: Tamara Rapp
Umschlaggestaltung und -illustration: Martina Eisele
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-453-43738-8

www.heyne.de

Für Emily

Bevor sie berühmt wurden

Mein Interesse für Psychologie erwachte 1964, als ich vierzehn war und sich mein Englischlehrer mit dem Vorwurf konfrontiert sah, verrückt zu sein. Ein hochgewachsener, spilleriger Mann in grauem Anzug besuchte unsere Schule, um dieser Beschuldigung nachzugehen. Er war ein flüchtiger Bekannter meines Vaters; als Police Constable des Ortes hatte Dad schon einmal gemeinsam mit ihm an einem Fall gearbeitet. Der Mann übernachtete ein paarmal in unserem Haus und wurde mir bald als Psychologe vorgestellt. Obwohl ich mir nach außen nichts anmerken ließ, wenn ich auf der Treppe an ihm vorbeischlich, nahm ich natürlich an, dass er direkt in meine Seele blicken konnte.

Hätte er das tatsächlich getan, hätte er erkannt, dass mein einziges größeres Persönlichkeitsproblem ein erblühender Minderwertigkeitskomplex war. Mein bester Freund Richard Aloisi war der herausragende Schüler der Klasse, und unsere Interessen kollidierten mit manchmal geradezu bössartiger Regelmäßigkeit. Das Muster für unsere Freundschaft wurde bereits durch unsere erste Begegnung vorgegeben – bei einer Party zum elften Geburtstag von jemandem, an den ich mich nicht mehr erinnere. Soeben hatte ich eine Gruppe potenzieller neuer Freunde damit beeindruckt, dass ich mir drei Pingpongbälle in den Mund

stopfte – ein schwieriger Trick, den mir mein Onkel Tom am ansonsten ereignislosen Weihnachtstag des Jahres 1961 beigebracht hatte. Allgemein bewundert für diese Leistung, bot ich einem Bekannten mit schmalem Mund eine Lehrstunde im Austausch gegen einen Teil seines Kuchens an. Doch in diesem Augenblick spazierte Richard herein, dessen Kiefer sperrangelweit auseinanderklafften, um vier Bälle unterzubringen. Mein Onkel hatte mir erklärt, dass den »Vier-Ball-Schwall« nur eine winzige Elite beherrschte, und bei dieser ersten Begegnung meines Lebens mit einem offenkundig überlegenen Rivalen rutschte mir das Herz in die Hose. »Probier's nicht mit vier, Pete«, hatte mich Tom mit ernster Stimme gewarnt, während er mir unter den Augen meiner völlig unbeeindruckten Mutter die speichelbedeckten Bälle aus dem Mund zog wie Münzen aus einem Spielautomaten, »und wenn du einen Typen triffst, der das kann, geh ihm lieber aus dem Weg.« An diesem Abend ließen sich sechs Mädchen Richards Telefonnummer geben. Nur zwei wollten meine, und eine von ihnen (Jennifer O'Hara) tauschte sie später gegen eine Dose Cola.

Mit angemessener Sentimentalität sollten Richard und ich diese Party Jahre später bei einer anderen Feier würdigen: dem Bierfest zu unserem Abschied von der Schule. Die Gästeliste war fast die gleiche, und die Körper und Gesichter älterer, betrunkenere Menschen zeigten die gleichen Manierismen und Gesten, als wären die Schultage nur ein Film mit weicher Blende von einer Veranstaltung zur anderen gewesen, eine Montage fallender Blätter und purzelnder Kalenderseiten, die das Verstreichen der Zeit markierten. Bei dieser Feier wurde Richard – den es wie

mich bereits nach Amerika zog – gefragt, welche Inschrift er sich auf seinem Grabstein wünschte. Nach kurzer Überlegung erwiderte er: »Ich möchte, dass sie nichts draufschreiben als meinen Namen. Wenn man es wirklich geschafft hat, muss nicht dastehen, wer man war.«

Seine Bemerkung löste beifälliges Murmeln aus. Selbst angesichts der überschwappenden Gefühle beim Abschlussball konnte sich wohl jeder vorstellen, ehrfurchtsvoll dreinblickenden Kindern von diesen Worten zu erzählen, während Richard auf dem Mond landete. Als mir die Grabsteinfrage vorgelegt wurde, schwang ich mich zu einer Prognose auf. »Auf meinem wird wahrscheinlich stehen: *Zu Richard Aloisis Grab hier entlang.*« Das Lachen, das ich dafür erntete, bescherte mir einen der stolzesten Momente meiner Schulzeit.

Der kleine Skandal um den umstrittenen Englischlehrer Mr. Paulson bot einen seltenen Hauch von Sensation in unserer Heimatstadt, dem letzten Ort in England, der noch unberührt war vom Geist der Rebellion, der das Jahrzehnt in den Augen der Nachwelt prägen sollte. Witching war so mittelmäßig, dass ein ausreichender Abriss seiner Geschichte auf den Lesezeichen Platz hatte, die in der heruntergekommenen, oft geschlossenen Bibliothek verkauft wurden, wo meine Mutter jahrelang als Teilzeitkraft gearbeitet hatte. Im Jahr 1682, so verkündeten die Lesezeichen, verdiente sich die Stadt ihren Namen durch einen Ausbruch abergläubischer Brutalität: Drei Frauen, die bezichtigt wurden, den Teufel beschworen zu haben, wurden nackt ausgezogen und auf dem Kirchanger verbrannt vor einer gewaltigen Schar von »Menschen, die sich vor Aufregung fast gegenseitig zu Tode trampelten«.

Die Frauen beteuerten, dass der Teufel sie nie heimgesucht hatte – nach einem Blick auf den Ort zog er zwanzig Meilen weiter nach Cambridge, so ein beliebter Scherz in der Gegend –, und es hieß, dass sie mit ihren letzten Atemzügen einen schrecklichen Fluch über die Stadt verhängten, um sich für das ihnen widerfahrene Unrecht zu rächen. Allerdings sprach in der Zeit meines Aufwachsens herzlich wenig dafür, dass ein solcher Fluch tatsächlich existierte.

Keine grausigen Schreie gellten durch die tiefe Nacht; keine geheimnisvolle Seuche brach im Herzen der Gemeinde aus; ein Fernsehteam, das ein Gespenst auf Film bannen wollte, musste sich mit einem lakenumhüllten Tontechniker begnügen. Einmal, an einem Jahrestag der Hexenhinrichtung, schlichen Richard und ich uns um Mitternacht unbemerkt hinaus – mit pochendem Herzen kroch ich über die dritte Stufe von oben, die bei der sanftesten Berührung ein Knarren von sich gab wie die Tür aus einem Horrorfilm – und machten uns auf den Weg zum Kirchanger, dem Treffpunkt aller verstörten Geister der Stadt. Ins Gras hatte sich ein großer, unauslöschlicher rotbrauner Fleck gebrannt, den nach der Legende die Tieropfer der Hexen hinterlassen hatten. Noch immer wurde diese Stelle von Müttern mit Kinderwagen und älteren Paaren auf dem Weg zum Bingo gemieden. Doch der einzige Lohn für unseren kühn ausgeführten Plan war der Anblick eines zusammengesunkenen Säufers am niedrigen Zaun und zweier schattenhafter Gestalten, die sich im Halbdunkel begripschten. Als ich ein Jahr später eine Wiederholung unserer Expedition vorschlug, teilte mir Richard herablassend mit, dass böse Geister reine Hirn-

gespinste waren, und berief sich dabei auf *Die Kinderfibel Skepsis*, die ihm seine Eltern zu Weihnachten geschenkt hatten.

Der einzige Vorfall, den man mit viel Fantasie auf den Fluch zurückführen konnte, war der Selbstmord des jungen Sohns eines Malers und Tapezierers im Jahr 1949. Abergläubische Einheimische behaupteten, Nicholas Hirst sei mit einem hässlichen Muttermal in der Form des Hexenflecks auf dem Anger geboren und von den Stimmen der verbrannten Frauen in den Wahnsinn getrieben worden. Dieser traurige Todesfall hatte sich zwar über zweihundertfünfzig Jahre nach der Hexenjagd ereignet, was selbst nach örtlichen Maßstäben eine lange Wartezeit für die Erfüllung eines Fluchs war, doch die Nähe zu meiner eigenen Ära stachelte meine Neugier an. Meine Mutter hatte die Hirsts gekannt, und ich löcherte sie mit Fragen nach Nicholas: Hatte er wirklich Stimmen gehört, war er wirklich verrückt geworden? Aber sie weigerte sich, darüber zu reden, eigentlich (so mein damaliger Eindruck) wie bei den meisten verheißungsvollen Gesprächsthemen. So musste ich mich bei meiner Suche nach Dramatik mit den banalen Krisen begnügen, die auf dem Schreibtisch meines Vaters landeten und jeweils mit enttäuschender Leichtigkeit und Schnelligkeit gelöst wurden. »Der einzige Fluch dieses Orts ist die Idee, dass er verflucht ist«, lautete Dads Fazit. Daher erfüllte es mich mit klammheimlicher Freude, als erste Symptome andeuteten, dass die Exzentrizität meines Englischlehrers in Wahnsinn umzuschlagen begann.

Geplagt von Rückenschmerzen, die ihn zu heftigen Ausbrüchen provozierten, war Paulson mit seinen eins fünf-

undachtzig ein Koloss, zu dem die Jungen voller Ehrfurcht aufblickten und den die Mädchen mit einer Mischung aus Angst und Hass betrachteten. Obwohl er erst fünf- undvierzig war, schien er ein langes Leben voller Stürme hinter seinen harten, tiefen Augen aufzubewahren, deren dauerhafte dunkle Ringe den Eindruck erweckten, dass er mindestens schon seit einem Jahrzehnt nicht mehr gut geschlafen hatte. Seine Unterrichtsstunden standen von Anfang an ganz im Zeichen seines unberechenbaren Temperaments. An seinem ersten Tag in der Schule warf er einen schlecht geschriebenen Aufsatz einfach zum Fenster hinaus, und selbst ich (ein gewissenhafter, solider Schüler) musste mir nach einer missratenen Rechtschreibprüfung laut geäußerte Zweifel an meiner Herkunft anhören. Doch erst als er bei der Schulaufführung zu kurz kam, vollzog sich ein gefährlicher Wandel in ihm.

Die Verantwortung für die jährliche Theateraufführung hatte traditionell der Mathematiklehrer Tomlinson inne, obwohl ihm anzumerken war, dass ihn diese Aufgabe allmählich überforderte. Tomlinson hatte insgesamt eine trübsinnige Ausstrahlung, und auch konkrete Enttäuschungen in seinem Leben waren bekannt: eine untreue Frau, ein Sohn mit schwachen schulischen Leistungen. Als Paulson sich als Konkurrent um die Leitung bewarb, wurde er zugunsten des geringfügig bedürftigeren Kandidaten übergangen. Paulson, der beabsichtigt hatte, die Aufführung mit einer Nacktszene und der Darstellung weiblicher Masturbation zu bereichern (an welches Stück er dabei gedacht hatte, ließ er nicht verlauten, doch er schien entschlossen, diese Szenen auf jeden Fall einzubauen), war wütend über diese Entscheidung und setzte eine Reihe

Unterrichtsstunden an, um seine Auffassung vom Theater auf eine für seine Schüler unvergessliche Weise zu präsentieren.

Es fing relativ harmlos an. Um die Konventionen der griechischen Tragödie zu veranschaulichen, trug er während der gesamten Unterrichtsstunde eine groteske Gesichtsmaske; nach der Hälfte der Zeit klebte er auch noch die Augenlöcher zu, um die Blindheit von Ödipus zu beschwören, sodass man ihn nur noch an der gedämpften Stimme erkennen konnte, die aus dem großen, gequälten Mund der Maske drang. In der folgenden Woche nahm er König *Lear* durch und führte die ganze Klasse mitten in einem tobenden Gewitter hinaus auf den Sportplatz, um einen Eindruck von Lears auswegloser Lage auf der Heide zu vermitteln. Dann ließ sich der zunehmend waghalsige Englischlehrer für eine Stunde über eine angesagte Literaturtheorie namens »Der Tod des Autors« von einem Freund an der Medizinhochschule eine Leiche als Requisit aus. Zusammengesunken saß sie vorn, ungerührt von unseren fahrigem Bemühungen um eine epistemologische Diskussion und dem Schluchzen aus der ersten Reihe von Jennifer O'Hara, dem schönsten Mädchen der Klasse.

Diese Darbietung führte zu einem kleinen Disziplinarverfahren, das Paulson mit der Ausrede überlebte, dass es sich bei der Leiche um eine Attrappe gehandelt hatte. Viele der damals anwesenden Schüler schworen jedoch, dass das nicht stimmte. Ich saß ziemlich weit hinten und war mir nicht sicher, zumal ich keine Ahnung hatte, wie ein echter Toter aussah; Richard, auf dessen Meinung ich mich hätte verlassen können, hatte an diesem Tag gefehlt, weil er sich gerade von einem seiner Asthmaanfalle er-

holte, die in regelmäßigen Abständen auftraten und seine einzige Achillesferse darstellten.

»Dieser Paulson ist ja ein wahrer Theaterschauspieler«, bemerkte Mr. Aloisi zu meinem Dad bei einem der gelegentlichen, eher peinlichen Treffen der beiden Elternpaare, zwischen denen es mit Ausnahme der Freundschaft ihrer Söhne kaum Gemeinsamkeiten gab. Richards Vater war ein Soziologie- und Politologieprofessor aus New York, den weniger das Geld als das Renommee nach Cambridge gelockt hatte und der sich häufig über den fehlenden Glanz von East Anglia beklagte. Die Aloisis hatten ein riesiges Haus ganz am Rand von Witching und gaben Cocktailpartys in der Dimension von denen in *Der große Gatsby*, die von Prominenz der zweiten Garde aus Europa und Amerika besucht wurden und unvorstellbare Summen verschlangen. Als Gegenleistung für die Einladung zu diesen Gesellschaften baten meine Eltern die Aloisis zum Sonntagsmahl, damit die beiden Väter angestrengt Konversation über unsere Schule machen konnten und Mrs. Aloisi Gelegenheit bekam, um Rezepte für Gerichte zu bitten, die ihr ganz offenkundig nicht schmeckten. Manchmal hatte ich den Eindruck, dass der Unterschied zwischen unseren Kartoffeln mit Bratensoße und den Kanapees und kalifornischen Weinen der Aloisis exakt die Kluft zwischen meinen Zukunftschancen und denen Richards widerspiegelte.

Einen Lehrer als Theaterschauspieler zu bezeichnen war typisch für Mr. Aloisi, einen Allrounder, der genauso bewandert über Lyrik parlieren konnte wie über die Wahlreform. Mein Vater wusste nicht, was er auf diese Äußerung erwidern sollte. »Auf jeden Fall ist er ein komischer

Kauz«, sagte er schließlich. »Mich würde interessieren, wie er es geschafft hat, seinen Job zu behalten.«

»Der schläft garantiert mit der Kean, da wette ich!«, meinte Aloisi.

Mrs. Kean war unsere Rektorin. Richards Vater lachte prustend über seine eigene boshafte Bemerkung, ohne auf den flehenden *Doch-nicht-vor-den-Kindern-Blick* zu achten, den ihm meine Mutter zuwarf. Richard hatte bereits mit acht *Die Kinderbibel Sex und Sexualität*¹ bekommen und war längst vertraut mit Begriffen, deren Kenntnis ich nur vor-täuschen konnte. Das allein reichte jedoch nicht, um ihn vor Paulsons nächstem Streich zu schützen.

Als der Englischlehrer nach einem kurzen »Urlaub« zurückkehrte, war er so vernünftig, seine chaotischen Instinkte fürs Erste zu zügeln, zumindest so lange, bis ein wenig Gras über die Sache gewachsen war. Niemand rechnete mit bösen Absichten, als er eine Stunde über *Othello* mit einer Frage nach Richards Gesundheit einleitete. Wegen erneuter Probleme mit seinem Asthma war er eine ganze Woche daheimgeblieben – was er sich allerdings ohne Weiteres leisten konnte, zumal es in seinem Elternhaus mehr Bücher gab als in unserer Schulbibliothek.

»Ohne dich, Richard«, verkündete Paulson, »war der Unterricht letzte Woche ziemlich leblos.«

Wie alle starken Übertreibungen enthielt auch diese einen Kern von Wahrheit, und Richard tappte in die Falle.

1 Dieser Titel und die weiter oben erwähnte *Kinderbibel Skepsis* sind schon lange vergriffen. Letztere enthielt Kapitel wie »UFOs und anderer Unsinn« und »Der Tod ist das Ende« und wurde von Pädagogen für ihre kompromisslos harte Haltung gegen die kindliche Fantasie kritisiert.

»Das tut mir aber leid.« Seine Antwort klang etwas selbstgefällig.

»Ja«, fuhr Paulson fort. »Wir haben dich alle sehr vermisst. Bitte einen herzlichen Beifall für Richard Aloisi.«

Ein wenig verwirrt, aber entgegenkommend spendete die Klasse den gewünschten Applaus. Leicht geschmeichelt wetzte Richard auf seinem Platz hin und her.

Gelassen wie ein Impresario lehnte sich Paulson an die kreideverschmierte Tafel. »Natürlich gibt es auch Menschen, die dich für einen überprivilegierten, übertrieben selbstbewussten Bengel halten, dem alles in den Schoß fällt und der den fleißigeren Schülern die Schau stiehlt. Aber diese Menschen sind sicher bloß neidisch.« Die Atmosphäre änderte sich so plötzlich, als hätte Paulson zu brüllen begonnen. Doch sein Ton blieb bedrohlich ausgeglichen, und jede Silbe kam so präzise wie der Name eines Feindes. Ich spürte, wie Richard erstarrte und mir einen hilfeschendenden Seitenblick zuwarf, doch meine Augen hingen wie gebannt an dem Sprecher. »Tatsächlich sind Menschen oft neidisch auf diese Kinder, deren Väter sie aus dem Ausland herüberbringen, sie maßlos verwöhnen und ihnen den bestmöglichen Start ins Leben verschaffen. Reichtum führt natürlich zu Missgunst, und wenn dann noch Arroganz dazukommt ...«

»Sir ...?« Mit dem Ausdruck von jemandem, dem ein nicht genauer fassbares Vergehen zur Last gelegt wird, versuchte Richard zu protestieren, doch seine Zunge schien auf einmal schwer und belegt und sein großes Selbstvertrauen wie weggeblasen.

Paulson amüsierte sich königlich. »Und was die Gerüchte über deine Sexualität angeht ...«

Wie ein Luftzug wehte eine Mischung aus Schaudern und Kichern durch das Klassenzimmer. Das Terrain, das der Lehrer soeben betreten hatte, war so sumpfig, dass selbst die berüchtigtsten Widerlinge an der Schule einen Bogen darum gemacht hätten. Die stolze Röte auf Richards Gesicht war fast in ihr Gegenteil umgeschlagen: Unbekannte Schattierungen von Empörung und Verlegenheit flackerten über seine Züge. Draußen war es totenstill, als würde die gesamte Schule zuhören.

»Dabei verstehe ich gar nicht, was diese Leute wollen.« Paulson unterstrich seine Worte mit übertriebenem Achselzucken und Kopfschütteln. »Du bist doch nicht homosexuell, Richard, oder?«

Aus Richards Kehle drang kein Laut. Zum ersten Mal überhaupt bemerkte ich in seinen Augenwinkeln Tränen, als sich eine ganze Pressekonferenz umgewandter Köpfe an seinem Unbehagen weidete. Um einige Münder huschte ein höhnisches Lächeln, als der Goldjunge der Klasse im Rampenlicht schwitzte.

»Und selbst wenn du es bist«, setzte Paulson hinzu, »wie kämen wir dazu, das zu verurteilen? Hier bei uns mag Homosexualität vielleicht als falsch gelten. Aber Amerika ist weit weg. Dort wird alles ganz anders gemacht.«

»Ich bin nicht ... homosexuell, Sir.« Richards Stimme bebte unsicher. Von mehreren Seiten kam ein kaum unterdrücktes Glucksen, als hätte er sich durch die Wiederholung des Wortes selbst belastet.

»Ist das der übliche Spruch, mit dem du dich rausredest?«, entgegnete Paulson.

Ungefähr die Hälfte der Klasse wurde von einer schuld-bewussten Lachwelle mitgerissen. Ich wand mich innerlich

bei dem Gedanken, dass ich meinen Freund im Stillen schon öfter zu so einem Strafgericht verurteilt hatte, um ihm einen »Dämpfer« zu verpassen, wie Dad das vielleicht genannt hätte. Richard hatte sich inzwischen mit dem Unvorstellbaren abgefunden wie ein Albtraumgeplagter, der halb erahnt, dass der einzige Ausweg das Warten aufs Tageslicht ist.

»Was gibt's da zu lachen?«, brach es plötzlich aus Paulson hervor, und alle verstummten, noch ehe das letzte Wort verklungen war. Er wandte der Klasse den Rücken zu und schrieb etwas an die Tafel, während hinter ihm niemand es wagte, auch nur Blicke zu tauschen. Schließlich trat er beiseite, damit wir die dünnen Großbuchstaben lesen konnten: SCHICKSALSRAD.

»Gerade habt ihr erlebt, wie das Schicksalsrad funktioniert, eine der tragenden Säulen der antiken Tragödie. Am Anfang ist der Held ...«, Paulson deutete auf Richard, »ganz oben auf dem Rad und glaubt, dass er dort immer bleiben wird. Der Pöbel, die Öffentlichkeit, glaubt das Gleiche. Doch dann beginnt das Rad sich zu drehen und zieht ihn hinab, immer tiefer hinab, und der Pöbel ...«, mit ausladender Geste deutete er verächtlich auf uns alle – allerdings empfand ich es als ungerecht, dass er auch mich einschloss –, »der Pöbel wendet sich so eifrig gegen den Helden, wie er ihm einst zugejubelt hat. ›Man soll niemanden vor seinem Tod glücklich nennen‹, haben die alten Griechen gesagt.«

Nach einer Pause griff Paulson den Faden wieder auf. »Wir haben uns schon mit einer Reihe von Stücken befasst, die nach diesem Schema laufen. Ich hoffe, dank dieser Lektion habt ihr jetzt eine klarere Vorstellung davon,

worum es in diesen Dramen geht. Und für dich, Richard, ist es schon mal eine gute Übung für die Viertelstunde Ruhm, die du erwarten kannst.« Sein Ton klang mild, als würde er meinem Freund einen Ölzweig anbieten, doch er war versetzt mit dem instinktiven Neid des fortschreitenden Alters. »Alle anderen können sich auf das Gegenteil von Ruhm einstellen: Versagen.«

Kaum hatte Paulson diese Perle der Ermutigung von sich gegeben, als die Schulglocke läutete. Dieses perfekte Timing bestärkte uns in dem Verdacht, dass er seine Schulstunden einübte wie einen Theaterauftritt. Er zündete sich eine große Zigarre an und entließ sein Publikum.

Später schwor Richard – und tut es noch bis auf den heutigen Tag –, dass er den Zweck von Paulsons Attacke sofort durchschaut und aus pädagogischen Gründen mitgespielt habe. »Ich habe bestimmt nichts zu verbergen«, resümierte er, und die Schar seiner Zuhörer stimmte ihm hastig zu. Wer über ihn gelacht hatte, bedauerte bereits seinen Wankelmut wie ein Mensch, der sich hämisch über den Fall eines wiedererstarkten Anführers gefreut hat. Mr. Aloisi hingegen sah die Sache ganz anders; seine Begeisterung für Paulsons schauspielerischen Künste schien stark nachgelassen zu haben, als er am Abend mit meinem Vater telefonierte. Meine Mutter erschrak immer vom Schrillen des Apparats, und die reservierte Polizistenart, mit der Dad Gespräche entgegennahm, trug wenig zu ihrer Beruhigung bei.

»Kristal, wer spricht da?«

Bei dieser Gelegenheit ging es nicht um Bratenrezepte. Fast eine Viertelstunde lang schrie und schimpfte Mr. Aloisi auf meinen Vater ein und verlangte eine strafrechtliche

Ermittlung gegen Paulson. Mit ähnlichen Forderungen wandte er sich an den Leiter des Schulbeirats und sogar (so wurde gemunkelt) an den Bildungsminister in London. Wie viele Menschen, die zu Überreaktionen neigen, erreichte Aloisi meistens, was er wollte. Schon nach einer Woche erschien an unserer Schule der Psychologe zu einer Reihe »inoffizieller« Gespräche mit Schülern aus unserer Klasse.

Das war, wie bereits erwähnt, der Ausgangspunkt für mein Interesse daran, wie der menschliche Geist funktioniert, wie Dinge geschehen und wie sie weitere Ereignisse auslösen und so weiter bis ins Unendliche, und dieses Interesse sollte zu einer der prägenden Kräfte meines Lebens werden. Der Psychologe faszinierte mich nicht nur mit den befriedigend vielsagenden Fragen, die er stellte (»Hat Mr. Paulson jemals außerhalb des Unterrichts mit dir gesprochen?«), sondern auch mit der analytischen Besonnenheit seines Benehmens. Sein mageres, glatt rasiertes Gesicht hinterließ zugleich den Eindruck von absoluter Aufmerksamkeit und routinierter Distanz, als besäße er die Fähigkeit, sich mit seinen beiden Gehirnhälften zwei voneinander unabhängigen Aufgaben zu widmen, wie ein Onkel von Richard, der mit den beiden Händen gleichzeitig Lateinisch und Griechisch schreiben konnte. Sicherlich saß er nicht nur bei meiner Befragung äußerlich ungerührt da, sondern auch bei den tränenreichen Erinnerungen der überempfindlichen Jennifer O'Hara und der gewissenhaft ausgewogenen Aussage Richards. Wenn er beim Frühstück in unserem Haus Milch auf sein Jackett kleckerte, wirkte es wie Absicht; wenn er mir eine Frage nach Sport stellte, mutmaßte ich, dass er stillschweigend

meine Tauglichkeit für den Wehrdienst prüfte. Nach einer trockenen Bemerkung Dads über den Fluch von Witching stieß er ein knappes, sarkastisches Lachen aus, und ich schämte mich, jemals in der Nacht nach Hexen gesucht zu haben.

Vor dieser realen Begegnung hatte ich unter einem Psychologen ein Karikaturbild verstanden, das weit verbreitet war: ein sadistischer Weißkittel, der Stromstöße durch Depressive jagte; der symbolische Gefangenenaufseher, der in Filmen auftrat, um den geschlagenen Helden in eine Gummizelle zu verfrachten. Dieser Mann jedoch war kein wahnsinniger Wissenschaftler, sondern – ein anderes Wort gab es dafür nicht – ein Detektiv. Ich sehnte mich danach, ihn zu fragen, wie er den Gipfel der Weisheit erklommen hatte, von dem aus er Paulson nach fünftägiger Untersuchung die Fähigkeit zur Ausübung des Lehrberufs absprach. Doch obwohl er abends lange mit Dad zusammensaß, um zu rauchen, Fälle zu diskutieren und einmal sogar Dads Bob-Dylan-Platten anzuhören – die beiden kamen wirklich blendend miteinander aus –, war der Gedanke, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, so weit von mir entfernt wie der an einen Plausch mit Sherlock Holmes.

Am letzten Abend vor der Abreise des Psychologen nach London war Richard im Haus, um bei mir zu übernachten. Zwar hatten wir die ganze Woche über in ehrfurchtsvollen Tönen über den Besucher geredet, doch jetzt wirkte Richard völlig unbeeindruckt von der Gegenwart des Mannes. Dann, gegen Ende des Abendessens erkundigte er sich mit der besonderen Stimme, die er benutzte, um wichtige Erwachsene anzusprechen: »Wie muss man es

eigentlich anstellen, dass man Psychologe wird? Was für Fähigkeiten braucht man dazu?«

Der silberhaarige Gedankenleser lächelte leise (was ich an ihm noch nie bemerkt hatte) und antwortete ohne Zögern, als hätte er schon seit seiner Ankunft auf diese Frage gewartet.

»Also, beruflich hilft es, in die Staaten zu gehen«, erklärte er Richard, und obwohl ich neben ihm saß, hatte ich das Gefühl, eine nicht für mich bestimmte Unterhaltung zu belauschen, während mein Freund feierlich nickte. »Da gibt es die beste Ausbildung und auf jeden Fall die meisten Möglichkeiten zum Praktizieren. Ich hatte das Glück, dort studieren zu können, als das noch die große Ausnahme war. Heutzutage ist es nicht mehr so selten.«

In den nächsten zehn Sekunden wurden mir mehrere Dinge klar:

- Richard hatte bereits den gleichen Wunsch gefasst wie ich.
- Mit seinen schulischen Leistungen und einer Familie, die ihn nicht nur unterstützte, sondern ihn praktisch auf Händen in nützliche Nischen trug, hatte er viel bessere Chancen, ihn sich zu erfüllen.
- Wenn es mir nicht gelang, dem bereits bestehenden Trend und der Wahrscheinlichkeit die Stirn zu bieten, würde ich ihm bis ans Lebensende einen Schritt hinterherhinken.

»Was die Fähigkeiten betrifft«, fuhr der Guru fort, »musst du dich nur dafür interessieren, was im Kopf der Leute abläuft. Denk einfach an Ursache und Wirkung. Geh den

Sachen bis zu den Wurzeln nach. Das ist in jedem Fall eine nützliche Angewohnheit.«

Dad, der diese Angewohnheit schon lange hatte, nickte zustimmend. Über seine Polizeiarbeit sagte er gern, dass es für nichts nur einen einzigen Grund gab, und nach dem Besuch des Psychologen machte er sich die Phrase »Ursache und Wirkung« zu eigen. Ich erkannte, dass diese Worte ebenso weitreichende Konsequenzen für Richard haben würden wie für mich; seine Aufmerksamkeit war erwacht, ebenso wie meine. Bis zur Bewerbung um einen Studienplatz waren es noch drei Jahre, und das Rennen lief.

An dem Tag, als Richard seine Absicht erklärte, Psychologe zu werden, kauften ihm seine Eltern acht Bücher zum Thema – unter anderem ein vom Autor signiertes Exemplar des grundlegenden Werks *Verstehen verstehen* –, und Mr. Aloisi sprach mit Freunden auf der anderen Seite des Atlantiks, von denen er erfuhr, dass der wohl beste Studiengang für Psychologie in Harvard angeboten wurde. Diese Freunde berichteten auch von den ersten Regungen der späteren Therapiekultur in den USA: Psychologen verdienten großes Geld damit, dass sie ihre Fähigkeiten in die neue Kunst der Werbung einbrachten und den schnellsten Weg in den Kopf und die Brieftaschen der Konsumenten skizzierten. Andere arbeiteten für die mit dem Kalten Krieg beschäftigten Nachrichtendienste. »Psychotherapeut« und »Psychiater« verwandelten sich aus Euphemismen für Zwangsjackenschergen in Begriffe für gangbare und sogar höchst lukrative Karrieremöglichkeiten.

»Ich hab mir gedacht, es wäre eine gute Idee, eines Tages

in New York eine Praxis zu eröffnen«, bemerkte Richard beiläufig bei einem Schulausflug ins Museum, nachdem wir aus der Abteilung Ägyptologie geflohen waren, um lieber eine Ausstellung über das menschliche Gehirn zu durchstreifen. »Ein Freund von meinem Dad ist Seelenklempner in New York, und er meint, er kann da vielleicht was drehen für mich, wenn er dann noch praktiziert.« Die Freunde meines Dads rekrutierten sich aus den Einwohnern von Witching, weil er sein ganzes Leben dort verbracht hatte. Das Einzige, womit ich möglicherweise »was für mich drehen« konnte, war großer Fleiß im Biologieunterricht und gelegentliches Blättern im *British Journal of Psychiatry*. Richard, der das wusste, wollte mir Hoffnung machen. »Bestimmt kann er dir auch helfen.« Doch verständlicherweise blieb Mr. Aloisi hartnäckig uninteressiert an meinem beruflichen Werdegang.

Als ich beim Abschlussdinner im Sommer 1968 den Grabsteinwitz machte, hatte sich Richard bereits seinen Platz in Harvard gesichert. Er hatte ein vierjähriges Studium mit dem Titel »Psychologie und ihre sozialen Auswirkungen« vor sich und konnte danach, ausgestattet mit einem großen Packen Psychojargon und einem immer dicker werdenden Adressbuch voller Kontakte, mit einem reibungslosen Wechsel in den Mainstream amerikanischer Psychiatrie rechnen. Ich hatte mich ebenfalls in Harvard beworben, war jedoch abgelehnt worden; allerdings hätten meine Eltern es sich ohnehin nicht leisten können, mich dorthin zu schicken, sodass der Bescheid zumindest in dieser Hinsicht eine Erleichterung darstellte. Dafür war eine andere Bewerbung von Erfolg gekrönt: die Michigan State University bot mir finanzielle Unterstützung für ein

Studium der Psychologie und Neurologie an. Wie auf Richard warteten also vier Jahre in Amerika auf mich, in denen ich zum Wissenschaftler ausgebildet und auf die psychiatrische Arbeit vorbereitet wurde; doch im Gegensatz zu ihm hatte ich nicht die leiseste Ahnung, wie ich so fern von der Heimat überleben, geschweige denn, was ich danach anfangen sollte.

Als ich Dad die Schwierigkeiten meiner ewigen unausgesprochenen Rivalität zu Richard gestand, zeigte er sich wie üblich von seiner beruhigenden Seite.

»Du denkst dir vielleicht, wenn ich nur so reich wäre wie Richard oder immer der Klassenbeste und so weiter, dann könnte ich ihm ab und zu einen Dämpfer verpassen«, sagte Dad. »Aber weißt du, die Kirschen in Nachbars Garten schmecken immer süßer.«

»Aber wenn sie in diesem Fall wirklich süßer sind?«, klagte ich. Die Bäume auf dem großen Grundstück der Aloisis waren tatsächlich viel gepflegter, weil sie einen Gärtner hatten, während Dad nur immer ganz kurz draußen tätig sein konnte, da seine Lunge keine anhaltende Anstrengung erlaubte. »Wenn er mir einfach immer ein Stück voraus sein wird?«

»Um Himmels willen«, warf Mum plötzlich ein. »Warum wird in dieser Familie ständig von den verdammten Aloisis geschwafelt?« Mutter blieb meistens passiv, doch manchmal ließ sie es sich nicht nehmen, plötzlich und entscheidend in eine Situation einzugreifen. In dieser Hinsicht erinnerte sie mich an meine Vorstellung von Gott. »Warum immer dieses Konkurrenzdenken?«

»Ich will gar nicht mit ihm konkurrieren«, protestierte ich, »aber ...«

»Dann lass es.« Mit verächtlichem Blick räumte Mum mein *British Journal of Psychiatry* weg. »Geh deinen eigenen Weg. Sonst wirst du es nie zu was bringen.« Überrascht von sich selbst ruderte sie ein wenig zurück. »Ich möchte doch nur, dass du glücklich bist, Peter.« Doch der Schaden war bereits angerichtet. Vorfälle wie diese nährten das nagende Gefühl von Distanz, das irgendwie schon immer zwischen ihr und mir geherrscht hatte.

Nachdem sie das Zimmer verlassen und wir den Riegel der Badtür gehört hatten, an der innen das verblichene Foto einer blassen, schlanken Sängerin in einem Londoner Nachtclub hing – das einzige Andenken einer abgebrochenen Karriere –, fragte ich mich laut, ob es Mums frustrierter Ehrgeiz war, der sie daran hinderte, den meinen richtig zu verstehen.

Dad tadelte mich für diese kleinliche Unterstellung. »Deine Mutter würde sich über nichts so sehr freuen wie über deinen beruflichen Erfolg. Sie kann einfach Richards Mum nicht ausstehen, deswegen mag sie es nicht, wenn du so daherredest.« Mrs. Aloisi war gerade in einer landesweit ausgestrahlten Kochsendung aufgetreten, erklärte er. Seitdem war Mum schlechter Laune und hatte sogar erklärt, dass sie nicht verstand, warum wir überhaupt einen Fernsehapparat angeschafft hatten.

»Sagst du nicht immer, dass es für nichts nur einen einzigen Grund gibt?«

»Verlass dich nie auf das, was ich sage«, mahnte Dad. »Ich bin Polizist!« Wir lachten, bis er husten musste. Als sie zurückkam, entschuldigte sich Mum für ihren Ausbruch und brachte ihm ein Glas Wasser.

Der Zeitpunkt meiner Abreise in die Staaten näherte

sich, und ich wurde immer nervöser, doch so eine Chance konnte ich mir natürlich nicht entgehen lassen. Witching war scheintot wie eh und je – Mr. Paulson (der, wie wir später erfuhren, tatsächlich mit Mrs. Kean geschlafen hatte) wurde durch einen freundlichen Herrn über siebzig ersetzt, die Geister verharrten in ihren Gräbern, das Telefon im Polizeirevier blieb so lange stumm, dass Dad im Scherz überlegte, es abzumelden, um Geld zu sparen –, und ich musste fürchten, an Ort und Stelle festzuwachsen, wenn ich nicht die Flucht ergriff. Dass mich Richard nun zum ersten Mal auch offiziell überholen sollte, hatte schließlich auch eine positive Seite für mich. »In Harvard wird er gewaltig unter Druck stehen«, meinte Dad drei Tage vor dem Abflug. »Die Studenten dort werden hart rangenommen, die sind berühmt dafür. Und seine Eltern erwarten so viel von ihm. Bin mir nicht sicher, ob ihm das alles so leichtfällt, wie Mr. Aloisi sich das vorstellt.«

Doch es fiel ihm leicht. Ein Jahr nach seinem Abschluss mit Auszeichnung arbeitete Richard in einer führenden psychiatrischen Einrichtung; mit fünfundzwanzig saß er hinter dem Schreibtisch seiner eigenen New Yorker Praxis, in einem Büro, das so nah am Puls des Geschehens war, dass er durchs Fenster seine wohlhabenden Klienten beim Joggen im Central Park beobachten konnte. Wie immer war er genau zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort aufgetaucht. Mittlerweile war die Psychiatrie praktisch ein verlängerter Arm der Unterhaltungsindustrie geworden, und der Kult der Selbstanalyse hatte Manhattan zu einem Paradies für Therapeuten gemacht. Ein Wall-Street-Banker, der keine Mittagsreservierung in einem Restau-

rant hatte, bemühte sich stattdessen um einen Termin beim Psychiater. Reichere Sorgenwölzer, die an der Spitze der Bewegung bleiben wollten, beschäftigten ganze Scharen von Analytikern: Einer von Richards Klienten suchte nach jeder Tagesmahlzeit (einschließlich Brunch) einen anderen Seelenklempner auf und hatte jeweils eigene Spezialisten für Gespräche über Probleme mit seinen Kleidern, seinen Haustieren und die Beziehung zu den anderen Spezialisten. Es war so weit gekommen, dass es als alarmierendes Signal galt, wenn jemand keinen Therapeuten hatte. Es gab zwei Arten von Menschen, so ein damals gängiger Witz: diejenigen, die die Augen vor der Wahrheit verschlossen, und diejenigen, die leugneten, dass sie die Augen vor der Wahrheit verschlossen.

Dank seines kompromisslosen Arbeitseifers konnte Richard in diesem therapiehungrigen Klima gar nicht anders, als zur Sensation zu werden. Als er Mitte zwanzig war – ich hatte inzwischen eine Stelle bei einem bescheidenen Psychatriejournal gefunden –, hatte sich ein steter Strom von Versicherungsfachleuten, Anwälten und anderen akademischen Faulenzern dafür entschieden, sich statt in ein Dampfbad oder auf eine Sonnenbank bei ihm auf die Couch zu legen. 1976 wurde er in der *New York Times* als einer der erfolgreichsten Männer der Stadt unter dreißig angeführt²; weniger offizielle Umfragen ließen darauf schließen, dass er auch zu den beliebtesten und sexuell erfülltesten gehörte. Wenn wir telefonierten, bildeten Gläsergeklirr und elegantes Großstadtlachen den Hintergrund für seine wilden, aber wahren Geschichten über die Be-

2 »How Did They Get There Already?«, *New York Times*, 5. Mai 1976.

schwerden und die Behandlung Prominenter. Als Gegenleistung konnte ich nur im kargen Vorrat von Anekdoten über mein Leben beim *Michigan Psychiatric Journal* kramen. Unsere Telefongespräche waren wie der Austausch zwischen verschiedenen Planeten.

Sicherlich lässt sich aus der Sicht unserer mittleren Jahre nicht leugnen, dass Richard mühelos jedes von ihm selbst und von anderen gesteckte Ziel erreicht hat. Was mich betrifft, so war auch meine Karriere gemessen an den üblichen Kriterien nicht misslungen: Ich hatte meine eigene Praxis, habe viele faszinierende Menschen kennengelernt und behandelt, habe Ohne-dich-hätte-ich-das-nie-geschafft-Briefe aus den meisten Teilen der kreativen Sphäre eingeheimst und wurde nie mit Erfolg von einem Patienten verklagt. Trotzdem habe ich nie wirkliche Erfüllung gefunden. Richard rät mir, mich nicht mehr als »der weniger erfolgreiche Doppelgänger, den jeder große Mann braucht«³ zu verstehen und endlich meine eigenen Verdienste in den Vordergrund zu stellen. »Du kannst den Menschen viel beibringen«, meint er. Er ist der Ansicht, dass ein Buch, in dem ich die Schlüsselfälle meiner Karriere eingehend darstelle, eine interessante und sogar inspirierende Lektüre sein könnte. Ich hoffe, er hat recht. Wenn nicht, kann ich nur vorschlagen, eins von ihm zu kaufen.

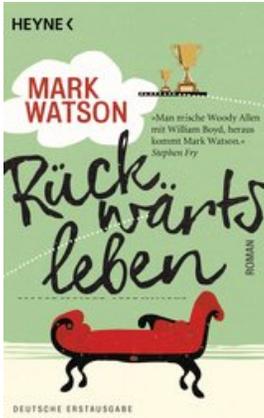
3 Eine Wendung, die ich in Julian Barnes' *Flauberts Papagei* (Zürich 1987) entdeckt habe.

2

Stichpunkte

Ich schaffte es, nicht nur einen Abschluss an einer Universität in Amerika zu machen, sondern mir dort auch eine Stelle als Autor für das *Michigan Psychiatric Journal* zu sichern. Manchmal staunte ich über meinen Mut, wenn ich darüber nachdachte, dass ich mir achttausend Kilometer entfernt von Witching eine eigene Existenz aufgebaut hatte. Hauptsächlich war ich jedoch einfach erleichtert, dass mir die Flucht gelungen war. Das *Journal* hatte einen Stamm von ungefähr siebzehntausend Lesern. Damit war das Publikum für meine Artikel größer als die gesamte Einwohnerzahl von Witching. Ich recherchierte Fälle und schrieb sie nieder, interviewte Spezialisten der Branche und wertete Umfrageergebnisse aus, um herauszufinden, wie oft Menschen an Sex dachten.⁴ So sehr ich mich immer noch nach der Anerkennung meiner Eltern sehnte und sie mit meinen wöchentlichen Telefonanrufen, monatlichen Briefen und Weihnachtsbesuchen zu beeindrucken suchte, Witching an sich hatte ich weit hinter mir gelassen. Mit je-

⁴ Ungefähr alle elf Minuten laut der Studie »Sex in den Siebzigern«, November 1974, *Michigan Psychiatric Journal*, die darüber hinaus verriet, dass zwanzig Prozent der Männer ihre Frau eher an den Brüsten als am Gesicht erkennen würden und dass dreißig Prozent eine homosexuelle Erfahrung gemacht hatten, für die sie sich schämten. Die Resultate wurden möglicherweise durch die Verwendung fotokopierter Formulare verzerrt.



Mark Watson

Rückwärtsleben

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43738-8

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2013

Auf der Couch des Lebens

Bereits von klein auf steht Peter in Konkurrenz zu seinem Klassenkameraden Richard. Immer ist er einen Schritt zurück. Schafft er es, sich drei Tischtennisbälle in den Mund zu stopfen, trumpft Richard mit vier Bällen auf. Der Zweikampf der beiden bestimmt auch ihr späteres Berufsleben, denn beide werden erfolgreiche Psychologen. Peter versucht mit allen Methoden, die Oberhand zu gewinnen – mit folgenschweren Konsequenzen.

Mark Watson über »Rückwärtsleben«:

»Rückwärtsleben wurde durch den amerikanischen Therapiewahn der siebziger Jahre inspiriert, als sich einfach jeder (vom Filmstar bis hin zur Putzfrau) einer Psychoanalyse unterzog. Man versuchte, das Leben durch viele verschiedene Dinge zu erklären, angefangen von der modernen Wissenschaft hin zu antiken Tragödien. Es geht um eine Freundschaft, die gleichzeitig eine Rivalität ist. Was passiert, wenn man im Schatten einer ungleich erfolgreicher Person leben muss? Die Antwort ist nicht so einfach – denn selbst, wenn man es sich zum Beruf gemacht hat, die Psyche anderer Menschen zu analysieren, heißt das noch lange nicht, dass man seine eigene versteht ...«



Der Titel im Katalog